Predigt über das Lied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“

Von Karl Eberlein (1951–2024)

1. Erläuternde Hinweise

Dieses bekannte Lied von Paul Gerhardt steht im gegenwärtig gebräuchlichen Evangelischen Kirchengesangbuch unter der Nummer 371. Die Predigt hierüber habe ich am 28. Juni 1987 bei einem Dorffest in Unterheckenhofen (einem zu meinem Gemeindebezirk gehörenden Ort) gehalten. Die Gemeinde sang dabei das Lied nicht nach der im Gesangbuch angegebenen Melodie, sondern nach der geläufigeren volkstümlichen Weise von Augustin Harder.

Ich veröffentliche diese Predigt, die sich ja nun nicht auf einen der von mir exegesierten Texte bezieht, deshalb, weil ich hoffe, dass in ihr der Unterschied zwischen einer „natürlichen Theologie“ und einer „Theologie der Natur“ auch in homiletischer Hinsicht klar wird. Die Ablehnung einer natürlichen Theologie kann m. E. den Weg zu einer sinnvollen Theologie der Natur eröffnen.

Anknüpfend an meine Ausführungen in Abschn. 1.1 und 1.2 möchte ich nochmals festhalten: Die Aussagen des ersten Glaubensartikels können gerade dann voll und ganz zu ihrem Recht kommen, wenn sie in engem Zusammenhang mit dem zweiten Glaubensartikel gesehen werden.

2. Die Predigt

Vers 1: Geh aus, mein Herz, und suche Freud / in dieser lieben Sommerzeit / an deines Gottes Gaben; / schau an der schönen Gärten Zier / und siehe, wie sie mir und dir / sich ausgeschmücket haben.

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. Dazu fordert der Liederdichter Paul Gerhardt im Jahre 1653 sich selber auf. Und unzählige Menschen haben sich seitdem von ihm dazu auffordern lassen: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben“. Das ist viel mehr als die Aufforderung zu einem Spaziergang in der schönen Natur. Da sollen nicht nur die Füße in Bewegung kommen. Wir sollen aus uns selber herausgehen, unser Herz soll ausgehen. Wir sollen und dürfen alle Sorgen und allen Missmut fahren lassen, der in uns ist. Wir dürfen den Blick nach außen wenden hin zu dem, was Gott der Schöpfer bereitet hat vor unseren Augen: also hin zu Gottes Gaben.

„Schau an ...!“ sagt der Dichter zu sich selber und zu uns. „Schau an der schönen Gärten Zier“, und dann geht es in den weiteren Versen um all das, was anzuschauen ist in Gottes schöner Natur. Ich brauche es nicht aufzuzählen. Wir können es uns im Gesang vergegenwärtigen.

Verse 2–7: Die Bäume stehen voller Laub, / das Erdreich decket seinen Staub / mit einem grünen Kleide – / Narzissus und die Tulipan / die ziehen sich viel schöner an / als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft, / das Täublein fliegt aus seiner Kluft / und macht sich in die Wälder; / die hochbegabte Nachtigall / ergötzt und füllt mit ihrem Schall / Berg, Hügel,

Tal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus, / der Storch baut und bewohnt sein Haus, / das Schwälblein speist die Jungen, / der schnelle Hirsch, das leichte Reh / ist froh und kommt aus seiner Höh / ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand / und maien sich an ihrem Rand / mit schattenreichen Myrten; / die Wiesen liegen hart dabei / und klingen ganz vom Lustgeschrei / der Schaf und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschar / fliegt hin und her, sucht hier und dar / ihr edle Honigspeise; / des süßen Weinstocks starker Saft / bringt täglich neue Stärk und Kraft / in seinem schwachen Reise.

Der Weizen wachset mit Gewalt; / darüber jauchzet jung und alt / und rühmt die große Güte / des, der so überflüssig labt / und mit so manchem Gut begabt / das menschliche Gemüte.

All das ist also anzuschauen: die Bäume voller Laub; die Lerche in der Luft; der heranwachsende Weizen und noch vieles andere. Das ist anzuschauen nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Herzen, das aus sich herausgeht. Unser menschliches Gemüt wird „mit so manchem Gut begabt“, wie es im Vers 7 so schön heißt.

Ja – aber sehen wir das alles so? Sehen wir nicht auch noch ganz anderes, wo keine Freude zu finden ist? Manche Bäume stehen im Sommer nicht mehr voller Laub, sondern sind nachhaltig geschädigt. Manche Bächlein rauschen nicht mehr mit ihrem erfrischenden Wasser dahin, sondern schleppen schwere Verschmutzungen mit sich.

In der Tat kann auch das angeschaut werden. Und dann ist es mit der Aufforderung „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ dahin. Nur dürfen wir nicht meinen, erst wir heute stünden vor Problemen, die uns den Blick nach außen trüben. Auch Paul Gerhardt hätte beim Hinausgehen seines Herzens auf Dinge schauen können, die die Freude rasch beendet hätten. 1653 dichtet er sein Lied. Fünf Jahre erst ist der Dreißigjährige Krieg vorbei. Und da hätte er nicht lange suchen müssen, um das zu finden, was die Freude verdirbt. Anzuschauen waren auch zerstörte Städte und Dörfer. Anzuschauen waren auch überfüllte Friedhöfe, auf denen die Toten der fürchterlichen Pestkrankheit lagen.

Trotzdem schaut der Dichter das alles jetzt nicht an. Er schaut auf der schönen Gärten Zier; auf all das, wo das Herz Freude finden kann. Nicht weil er all das andere verdrängen und sich zu einem naiven Optimismus zwingen will, sondern weil er weiß: Alles im Leben hat seine Zeit. Die fröhliche Dankbarkeit für die guten Gaben unseres Gottes hat ihre Zeit, und das besorgte Nachdenken über die Gefährdung der Natur hat ihre Zeit. Die Freude und die Klage dürfen nicht zu einem schwer bekömmlichen Einerlei zusammengemischt werden. Und so darf auch einmal die Zeit der unbefangenen Freude und der unbeschwerten Dankbarkeit sein. Und so will Paul Gerhardt, dass Gottes gutes Schöpfungswirken auch unsere Sinne anregt.

Vers 8: Ich selber kann und mag nicht ruhn, / des großen Gottes großes Tun / erweckt mir alle Sinnen; / ich singe mit, wenn alles singt, / und lasse, was dem Höchsten klingt, / aus meinem Herzen rinnen.

Gottes Schöpfungswerk fordert den menschlichen Lobpreis heraus. Das Wachsen und Blühen der Natur ist selbst Lobpreis Gottes. Aber der Mensch soll beim Lob Gottes nicht fehlen. Wir sind Teil dieser Schöpfung und zugleich als die Krone der Schöpfung mit einer besonderen

Sprachfähigkeit begabt. Genau diese Sprachfähigkeit, die sich auch in unserem Singen äußert, sollen wir einsetzen, damit das Lob Gottes in der Schöpfung zu seiner Fülle und Ganzheit kommen kann.

Und doch geht unsere Freude und unser Loben noch weiter – hinaus über die erfahrbare Wirklichkeit hin zu dem, was nicht mehr mit den fünf Sinnen wahrgenommen werden kann.

Verse 9–11: Ach, denk ich, bist du hier so schön / und lässt du's uns so lieblich gehn / auf dieser armen Erden: / was will doch wohl nach dieser Welt / dort in dem reichen Himmelszelt / und güldnen Schlosse werden!

Welch hohe Lust, welch heller Schein / wird wohl in Christi Garten sein! / Wie muss es da wohl klingen, / da so viel tausend Seraphim / mit unverdroßnem Mund und Stimm / ihr Halleluja singen.

Oh wär ich da! O stünd ich schon, / ach süßer Gott, vor deinem Thron / und trüge meine Palmen: / so wollt ich nach der Engel Weis / erhöhen deines Namens Preis / mit tausend schönen Psalmen.

Jetzt geht es plötzlich nicht mehr um die Schönheit der Schöpfung in ihrer gegenwärtigen Wahrnehmung, sondern um die kommende Herrlichkeit. Über unsrer schönen Gärten Zier hinaus wird ein Blick in Christi Garten geworfen, also in die ewige Herrlichkeit. Der Dichter scheint hier einen recht verständlichen Erkenntnisweg zu beschreiten: vom Irdischen hin zum Überirdischen; vom Unvollkommenen hin zum Vollkommenen.

Ich frage mich: Kann das so sein, dass aus der Betrachtung der Natur gleichsam folgerichtig der Weg weitergeht zu einer Erkenntnis der Wirklichkeit Gottes? Es gibt ja viele unter uns, die meinen, viel besser als in der Kirche könne man in der Natur Gott finden. Mir liegt es ferne, Naturerlebnisse solcher Art verächtlich zu machen. Allerdings habe ich hier Bedenken, die (wie ich meine) nicht nur theologische Beckmesserei darstellen.

Das, was wir in der Natur wahrnehmen, ist ja tatsächlich zwiespältig. Damit meine ich jetzt nicht nur die Naturzerstörung, von der vorhin anderweitig kurz die Rede war. Auch die Natur, die vom Menschen nicht berührt oder gar zerstört ist, bietet keineswegs nur ein Bild vollkommener Harmonie. Da gibt es nicht nur die Lerche, die sich jubilierend in die Luft schwingt, sondern auch Raubvögel, die vom Himmel herabstechen, um andere Tiere zu töten. Da führt einerseits die Glucke friedlich ihr Völklein aus, andererseits kann ein einziger Fuchs einen ganzen Hühnerstall ausräubern. Leid und Schmerz wird der Natur nicht erst durch den Menschen zugefügt. Bereits in der Natur selber ist ein tiefer Zwiespalt drin. Und so kann es auch keinen folgerichtigen Weg von der Natur aus hin zu dem Gott geben, bei dem ich mich geborgen wissen kann. Allenfalls ist da das Walten einer unbegreiflichen Schicksalsmacht mit ihren guten und bösen Seiten zu erkennen. Und das ist nicht der allmächtige und barmherzige Gott, an den wir Christen in der Nachfolge Jesu glauben.

Wenn ich es recht sehe, geht auch Paul Gerhardt nicht den Weg von der Natur hin zu Gott. Gleich am Anfang seines Liedes, also bevor seine Naturbetrachtung beginnt, macht er deutlich, dass sein Glaube an Gott nicht die Folge, sondern die Voraussetzung seiner Naturbetrachtung ist: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben ...“ Seinen Gott findet er nicht einfach in der Natur. Er weiß schon vorher von ihm. Er weiß von seinem Gott durch Jesus Christus, dem treuen Zeugen Gottes, der den Zwiespalt der Welt auf sich genommen hat: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder“ – dieses Lied hat er sechs Jahre vorher gedichtet. Und wenn nun in unserem

Lied von der schönen Natur aus die Gedanken weitergehen in das noch schönere Himmelreich, dann kann das nur deshalb so geschehen, weil Paul Gerhardt bereits anderweitig eine Ahnung von diesem Himmelreich hat. Da muss er schon vorher in seiner Bibel etwas von diesem Himmelreich gelesen haben, wenn ihm nun die Schönheit der Natur als ein Abglanz des noch schöneren Himmelreichs erscheint.

Ich will damit, liebe Gemeinde, nur das eine sagen: Eine Frömmigkeit, die so ohne weiteres in der Natur Gott finden will, steht auf einem sehr unsicheren Boden und kann sich nicht auf Paul Gerhardt berufen. Der hat von seinem Gott aus der Bibel erfahren, und auf dieser Grundlage beginnt er seine Naturbetrachtung. Nur so kann er die Welt um sich herum als Gottes gute Schöpfung wahrnehmen. Und so wird dann für ihn all das, was in dieser Welt schön ist, zu einem Vorzeichen der anderen Welt Gottes, jenseits unserer Erdenzeit; der anderen Welt Gottes, die wir mit unseren unvollkommenen Worten „Himmelreich“ nennen.

Ich sage es etwas anders noch einmal so: Ohne den Gott der Bibel ist Gott in der Natur nicht zu finden, solange dieser Gott mehr sein soll als eine bloße Schicksalsmacht. Positiv ausgedrückt: Mit dem Gott der Bibel darf das Herz ausgehen und Freude suchen an seines Gottes Gaben. Der Gott der Bibel, der Vater Jesu Christi, engt unseren Blick nicht ein; er macht ihn frei für die Bäume voller Laub, für die Lerche in der Luft, für die rauschenden Bäche und für alle anderen guten Gaben.

Und zugleich weiß der Mensch, der zu diesem freien Blick befreit ist, um die Vorläufigkeit und so auch um die Unvollkommenheit all dieser guten Gaben der Natur. Jedenfalls weiß es Paul Gerhardt. Sein Ausblick auf das Himmelreich lässt sein Lob der guten Schöpfung Gottes in der Gegenwart nicht verstummen. Dieser Lobpreis ist sich aber bewusst, dass er etwas besingt, was einmal an sein Ende kommen wird.

In diesem Sinne singen wir nun **Vers 12:** Doch gleichwohl will ich, weil ich noch / hier trage dieses Leibes Joch, / auch gar nicht stille schweigen; / mein Herze soll sich fort und fort / an diesem und an allem Ort / zu deinem Lobe neigen.

Unser Gebet wollen wir in die **Verse 13–15** einmünden lassen, die ja selber ein Gebet sind.

Herr, unser Gott!
Du bist der Schöpfer aller Dinge und lässt unser Herz ausgehen, damit es sich an deinen Gaben freue. Dein guter Geist durchströmt die Welt und spendet Leben. Um deinen göttlichen Geist bitten wir dich, damit er unseren menschlichen Geist segne und uns blühen lasse und schließlich uns zur Freude deines Reiches hinführe.

Als Gebet singen wir **Vers 13–15:** Hilf mir und segne meinen Geist / mit Segen, der vom Himmel fleußt, / dass ich dir stetig blühe; / gib, dass der Sommer deiner Gnad / in meiner Seele früh und spat / viel Glaubensfrücht erziehe.

Mach in mir deinem Geiste Raum, / dass ich dir werd ein guter Baum, / und laß mich Wurzel treiben. / Verleihe, dass zu deinem Ruhm / ich deines Gartens schöne Blum / und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis / und laß mich bis zur letzten Reis / an Leib und Seele grünen, / so will ich dir und deiner Ehr / allein und sonsten keinem mehr / hier und dort ewig dienen.

Jesus Christus hat uns von Gott dem Vater erzählt, der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Blumen auf dem Feld so schön kleidet. In Jesu Namen dürfen wir nun Gott als Vater

anreden und also beten:

Vater unser im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.

Quelle: Karl Eberlein, *Gott der Schöpfer – Israels Gott. Eine exegetisch-hermeneutische Studie zur theologischen Funktion alttestamentlicher Schöpfungsaussagen*, Frankfurt a.M.: Peter Lang, ^{2}1989, S. 501–506.